

Juliane Windsperger

BORG Straßwalchen

Betreuende Lehrerin: Magdalena Schmidbauer

1. Wenn man [...] die wichtige Rolle betrachtet, welche die Geschlechtsliebe in allen ihren Abstufungen und Nuancen, nicht bloß in Schauspielen und Romanen, sondern auch in der wirklichen Welt spielt, [...] da wird man veranlasst auszurufen: Wozu der Lärm? Wozu das Drängen, Toben, die Angst und die Not? Es handelt sich ja bloß darum, dass jeder Hans seine Grete finde: weshalb sollte eine solche Kleinigkeit eine so wichtige Rolle spielen und unaufhörlich Störung und Verwirrung in das wohlgeordnete Menschenleben bringen? (*Arthur Schopenhauer*)

Fürwahr, die Liebe ist es, die seit Menschenbestehen diese Welt grundlegend bestimmt. Sie ist es, die den Einzelnen dazu bewegt, große Dinge guter und schlechter Natur zu vollbringen. In ihr scheint das Glück verwurzelt, doch ihr liegen Kriege zu Grunde. Manch einer verlor sein Leben ihretwegen, ein anderer fand das Seine durch sie wieder. Sie treibt in ihren zahlreichen Facetten den Menschen im Innersten an und doch ist sie so unergründlich, dass mancher daran verzweifeln musste, eine universell gültige Definition ihrer Beschaffenheit zu finden.

„Wozu der Lärm, das Drängen, Toben, Angst und Not?“, fragt sich Schopenhauer, sichtlich entrüstet über die Tatsache, dass die Liebe den Leuten nach wie vor ihre Sinne raubt. Ich möchte dem, als Misanthrop geltenden, Philosophen im Folgenden gerne, so gut es mir möglich ist, eine Antwort eben darauf geben.

Zu allererst gebietet es sich, die elementarste aller Fragen zu stellen. Diejenige, welche das Fundament der Anthropologie überhaupt darstellt: Was ist der Mensch?

Meine feste Überzeugung ist – und deshalb wage ich das quasi zeitgleich zu behaupten – dass der Mensch, auf seine Grundzüge reduziert, ein nach Liebe strebendes Wesen ist.

Genau diese determinierte innere Strebsamkeit stellt den Anlass zu lieben überhaupt erst dar und erklärt, warum die Liebe, wie wir sie erleben, für uns immer war, ist und sein wird. Sie stützt sich unmittelbar auf den Menschen und hätte ohne ihn keinen Bestand. Somit wird das Konstrukt der Liebe dem des Menschseins angeglichen und es erscheint weniger verwunderlich, dass sie die Lebensgrundlage eines jeden Einzelnen darstellt. Warum Lebensgrundlage? Die Anfang des 13. Jahrhunderts vom Stauferkönig Friedrich II. zum Zwecke der Eruiierung einer von ihm vermuteten Ursprache initiierten Sozialexperimente mit

Säuglingen, belegen die Abhängigkeit des menschlichen Individuums von Zuneigung und Nähe. Der herzlose Versuch Kindern von Geburt an nur die notwendige physische Nahrung zu verabreichen, aber jede Zuneigung und Ansprache zu verweigern, hat, wenn er denn tatsächlich so stattgefunden hat, ein ganz anderes Resultat gezeitigt als beabsichtigt. Er lieferte den Beleg dafür, dass der kleine Mensch in Ermangelung dieser „Attribute des Menschseins“ verkümmert und letztlich stirbt. Der Mensch braucht die Liebe seiner Umgebung, um zu leben wie die Luft um zu atmen, er sucht sie von Beginn an und kommt nicht länger ohne sie aus.

Dabei wird von Anfang an klar, unser Liebesverständnis geht grundsätzlich weit über unsere Geschlechtlichkeit hinaus, diese wird erst viel später ein Thema. Dann aber zu einem Beherrschenden. Von einem Menschen mehr geliebt zu werden als „alles andere“ oder für einen Menschen das zu empfinden, wird zum sehnlichsten Wunsch und im Idealfall zur Realität von einander Liebenden. Umso schwerer wird es, wenn sich diese Vorstellungen nicht decken. Vernunft und Beherrschung sind dann häufig einer argen Belastung ausgesetzt. Zum Glück manifestiert sich die Liebe also nicht nur im Körperlichen, sondern in Vielem, was unser Leben lebenswert macht. Das kann auch die unverfängliche Nächstenliebe für Hilfesuchende sein. Demzufolge, stellt Liebe also den unabdingbaren und maßgeblichen Bindungsfaktor einer jeden aufrichtigen Beziehung dar.

Kein Wunder, dass dies für genügend Déjà-vus sorgt, die Schopenhauer laufend in besagten Romanen und Schauspielen untergekommen sein müssen. Seiner Zeit, fern von „freier Liebe“, muss dies aber abweichend von der Art geschehen sein, in der es heute der Fall ist, denn die Romantik ließ ein ganz anderes Ideal der Liebe hochleben – wobei auch dieses nicht jenseits jenes Mythos Bestand haben konnte, welcher sich damals wie heute in die Köpfe der Menschheit verstiegen hat. Mit zahlreichen Pseudonymen versehen – eines vielversprechender als das andere – kreuzt er unsere Wege: Er ist der „Märchenprinz“ der kleinen Mädchen, er ist Romantik pur, ein gedanklicher Augenschmaus für sie und ihn. Er ist... Er ist die Utopie menschlicher Perfektion.

Ich werde ihm der Einfachheit halber den Namen „der Eine“ verpassen. „Der Eine“ ist nämlich eigentlich ein Unsympath sondergleichen. Schon etliche Partnerschaften und Ehen mussten wegen ihm sprichwörtlich „dran glauben“ und mithin kann man ihn zurückverfolgen bis in die Antike:

Seinerzeit griff Platon dieses gedankliche Konstrukt auf, indem er es unmittelbar mit der Liebe selbst verknüpfte. Der Göttervater Zeus habe all die „Kugelmenschen“, welche entgegengesetzte Gesichter besessen hätten, stark und unberechenbar gewesen wären und die ursprüngliche Menschheit dargestellt hätten, entzweit und seit jeher strebten sie nach der

erfüllenden Wiedervereinigung. Demnach sei also das Verlangen nach dieser einen „besseren Hälfte“ selbst die Liebe.

Altmeister Platon sagt uns also auf die kleinsten Sinnfetzen herunter gebrochen, dass die Liebe – ein so unerklärlicher Begriff – nichts anderes ist, als das Verlangen nach einer Utopie?

Ich will mich mit einer so trivialen Erklärung nicht zufrieden geben, zumal auch Schopenhauer weit davon entfernt war, diese Erläuterung als Gegebenheit zu akzeptieren. Auf der Suche nach der „wahren“ Liebe, müssen wir uns doch über „den Einen“ hinwegsetzen können. Darum werde ich Platons Maxime in zwei Bereiche aufspalten.

Zum einen muss einmal der Terminus „Verlangen“ genau unter die Lupe genommen werden: So, wie er uns im deutschen Sprachgebrauch doch gehäuft unterkommt, kann darunter eine nachdrückliche Forderung verstanden werden. Ein Wünschen, ja gar ein „unbedingt Habenwollen“. Ergo: Habe ich Verlangen nach etwas – oder jemandem – dann erhebe ich darauf „Anspruch“. Und eben dieses „Anspruch erheben“, macht es uns so unglaublich schwer. Ab diesem Punkt, ab dem das „Verlangen“ einsetzt, geht es hierbei an erster Stelle um mich. Von nun an handle ich vom Mir zum Dir, ohne dabei das Wir realistisch mit hinein zu nehmen.

Genau an dieser Stelle der Erkenntnis stoßen wir auf Schopenhauers Anfechtung. Diese Ichbezogenheit ist es, die den Denker sichtlich, oder besser gesagt lesbar, in den Wahnsinn treibt. Für ihn spielen die Gesetze der Partnerwahl eine relativ geringe bis nichtige Rolle. Wie unlängst erwähnt, reduziert Schopenhauer die Liebe gerne auf einen Teilaspekt der Genesis, welcher besagt: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ Er möchte Parameter wie „der Eine“ und „spezifisches Verlangen“ nicht in seinem „Phänomen Liebe“ enthalten sehen. Demzufolge lässt es sich für ihn nicht erschließen, dass sich die passenden Partner bei 100 Frauen, die auf 105 Männer kommen – und das noch dazu bei acht Milliarden Menschen weltweit – offensichtlich nicht für jeden an mehreren Händen abzählen lassen. Dabei ist die Ursache dafür eigentlich leicht fassbar: Bei der Erhebung von Statistiken dieser Art, kann nahezu jedes Mal davon ausgegangen werden, dass eine maßgebliche Variable vergessen wurde – der Mensch. Eingebettet in die Ironie seiner selbst – egozentrisch und beschränkt, aber auf der Suche nach erfüllender Liebe, die er sich durch ein anderes Exemplar seiner Art erhofft, ist er in der Liebe daher bis zu einem gewissen Grad zum Scheitern verurteilt.

Wir alle wissen, wie anfällig der Mensch für Utopien ist. Es gelingt uns immer wieder, die Dinge so wie sie in ihrer Fülle bestehen könnten zu erahnen, und doch hapert es so oft gewaltig an der Umsetzung. So verhält es sich mit „dem Einen“ und so verhält es sich mit der Liebe selbst, um, wie angekündigt, noch einmal auf Platons Gleichnis zurückzukommen. Der

Mensch steht sich mit all seinen Wesenszügen spürbar im Weg, wenn er sein Gegenüber durch die rosa-angeschlagenen Brillengläser hindurch zur Utopie mutieren lässt. Das kann nur so lange gut gehen, bis sich beide Partner, hinsichtlich ihrer natürlichen Veranlagung, einem Bewusstseinswandel – beziehungsweise einer Bewusstseinsweiterung – unterziehen. Die Idealisierung des anderen ist Gift für jede Beziehung, geschieht diese ohne das nötige Bewusstsein über den Umstand.

Es gilt, das allen entgegen zu halten, die das „Kugelmenschensimile“ Platons zu sehr verinnerlicht haben. Statt ewig der Vollkommenheit nachzutrauern, sollte der Mensch endlich lernen, sich mit seiner Menschlichkeit zu arrangieren und das Bestmögliche aus ihr zu machen. Dabei ist es notwendig, zu akzeptieren, dass „Verlangen“ nichts im und um den Bereich „Liebe“ zu suchen hat. Es sei darauf hinweisen, dass körperliche Anziehung nicht mit „Verlangen“ zu verwechseln ist, denn sie ist unerlässlich für eine intakte Beziehung. Doch ebendiese Anziehung hört dort auf, wo die Begierde beginnt und diese Begierde bildet die Urgestalt des Habenwollens. Dazu kommt, dass wir in einer Welt leben, in der sich das noch schwieriger gestaltet, als prinzipiell angenommen. Allesamt werden wir tagtäglich mit Sex überschüttet. Sogar die Werbeindustrie setzt auf sparsam bekleidete Frauenkörper, um Produkte gezielt besser vermarkten zu können. Die Intimität der Sexualität wird dabei ignoriert. Immer mehr Tabus werden gebrochen, der Blick unter die Bettdecke steht an der Tagesordnung. Und wir wagen es, dabei von Liebe zu sprechen und uns nach einem Partner oder einer Partnerin zu sehnen, der bzw. die uns komplettiert? Wir sind zu jämmerlichen Konsumenten geworden, ohne es je bemerkt zu haben. Wir wollen Liebe konsumieren, wie einen Softdrink, eine Zigarette oder einen Burger im Schnellrestaurant. Convenient, wie halt sonst auch alles im Leben. Wir wollen dieses und wir wollen jenes und ja, wir erwarten uns gnadenlos ALLES von unserem Gegenüber. Innerhalb unseres materialistisch-narzisstischen Weltbilds haben wir die Liebe verloren – und zwar, weil uns die nötige Gegenliebe langsam, aber sicher entglitten ist. Das macht uns zu ewig Suchenden und bringt Schopenhauer vermutlich dazu, sich in geregelten Zeitabständen im Grab umzudrehen.

Versuchen wir es daher doch zumindest: Seien wir nicht sparsam mit der Liebe, verschenken wir sie stattdessen täglich. Das eigentliche Wunder im Partner zu erkennen, ist unabdinglich, um der Utopie der perfekten Beziehung näher zu kommen. Heute kann Hans zwar viele Gretchen wählen, aber er wird seines doch nicht finden, wenn er nach „der Einen“ verlangt. Wenn Hans aber eines wählt, kann dieses – ohne Drängen, Toben, Angst und Not – zu seiner Grete werden.